

# Klimagerechte Regionalpolitik

**Bettina Dyttrich**

Redaktorin der Wochenzeitung WOZ, freie Autorin



**Der Bundesrat will eine klimaneutrale Schweiz bis 2050. Das geht nur, wenn wir aufhören, Erdöl und Erdgas zu verbrennen – so schnell wie möglich. Und dieses Ziel hat nur eine Chance, wenn sich die Gesellschaft grundlegend verändert und alle Politikfelder in diese Richtung arbeiten – auch die Regionalpolitik. Wie sieht eine Regionalpolitik aus, die den Klimaschutz ins Zentrum stellt? Ihre Aufgabe ist einfach zu definieren: Sie soll möglichst vielen Menschen sinnvolle Tätigkeiten ermöglichen – in einer Wirtschaft, die so strukturiert ist, dass sie ihre eigenen Grundlagen nicht zerstört.**

## Unternutzung als Problem

Die materiellen Ressourcen der Schweiz sind vielfältig: Stein, (Thermal-)Wasser, Holz, Wildpflanzen, verschiedenste landwirtschaftliche Erzeugnisse wie Milch, Fleisch, Kräuter, pflanzliche Nahrungsmittel, auch heute wenig genutzte Rohstoffe wie Schafwolle und Faserpflanzen. Nicht zuletzt ist Abfall in einer klimagerechten Wirtschaft eine wichtige Ressource als Grundlage für Reparaturwerkstätten und Recyclingbetriebe.

Abgesehen von der (fast) grenzenlos nutzbaren Sonnenenergie sind natürliche Ressourcen begrenzt – ihre Nutzung braucht darum Regeln. Der Alpenraum hat eine lange Tradition solcher Regeln, besonders was gemeinschaftlich genutztes Land angeht. Die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom hat diese Tradition unter anderem im Walliser Dorf Törbel untersucht und bekam dafür den Wirtschaftsnobelpreis. Bis heute gibt es Institutionen mit derartigen Aufgaben, zum Beispiel Korporationen in der Innerschweiz. Natürlich können solche Traditionen aus Agrargesellschaften nicht eins zu eins in die Gegenwart übertragen werden – aber sie können als Denkanstoss dienen.

Heute ist Übernutzung im Alpenraum nur noch punktuell ein Problem – dafür stellt die Unternutzung viele Regionen vor Herausforderungen. Artenreiche Wiesen und Weiden wachsen zu, und die Wälder werden dichter und dunkler. Denn die Nutzung ist nicht mehr profitabel, weil menschliche Arbeit teuer, Energie aber billig ist und es deshalb günstiger kommt, Rohstoffe zu importieren, als hiesige zu nutzen. Stellvertretend für diese Entwicklung, die fast immer Umweltprobleme verursacht,

ist das Holz: Die Schweiz importiert grosse Mengen, obwohl es nachhaltig möglich wäre, die Schweizer Wälder intensiver zu nutzen – aber es käme eben teurer.

Dieses Problem kann die Regionalpolitik nicht lösen – aber wenn sie eine klimagerechte Kreislaufwirtschaft mit weniger globalisierten Lieferketten anstrebt, ist es unabdingbar, Infrastrukturen aufzubauen und Initiativen zu unterstützen, die nicht oder noch nicht profitabel sind. Beispiele für Firmen, die sich dem Druck widersetzen, die billigsten Rohstoffe zu verarbeiten, gibt es diverse. Etwa die Churer Bekleidungsfirma Rotauf, die ihre Kleider konsequent in der Schweiz nähen lässt und zur Isolation von Jacken Biowolle aus der Surselva verarbeitet. Oder die Genossenschaft Gran Alpin in Tiefencastel, die den Getreide- und Buchweizenanbau im Kanton Graubünden wiederbelebt hat, den Landwirt\*innen einen überdurchschnittlichen Preis für die Rohstoffe bezahlt und diese in regionalen Betrieben zu Teigwaren wie Pizzoccheri oder zu Bier verarbeiten lässt.

## Von Lawinenwissen bis Migration

Mindestens so grundlegend wie die materiellen Ressourcen sind für eine klimagerechte Regionalpolitik die immateriellen. Dazu gehören die bereits erwähnte Allmendtradition und ihre Institutionen wie Alpkorporationen. Dazu gehören die Kenntnisse der Menschen über den Raum, in dem sie leben, über Nutzungsmöglichkeiten und Gefahren: Ein schönes Beispiel ist das Wissen über den Umgang mit Lawinen, das seit 2018 als immaterielles UNESCO-Kulturerbe gilt. Auch Musik, Kulinarik und Architektur, handwerkliche und technische Traditio-

nen wie die Uhrmacherei im Jura oder die (weitgehend verschwundene) Textilproduktion in der Ostschweiz sind immaterielle Ressourcen, genauso die in der Schweiz herausragende Kartografietradition. Schliesslich gehören auch Migrationserfahrung und Mehrsprachigkeit zu den immateriellen Ressourcen.

### « Gute Regionalpolitik findet überall statt. »

Ein Teil der bestehenden Infrastruktur ist essenziell für eine klimagerechte Regionalentwicklung, insbesondere das Netz des öffentlichen Verkehrs. Bestehende Wasserkraftanlagen sind ebenfalls Teil dieser Infrastruktur, beim Ausbau der Anlagen für die Energieerzeugung sollte allerdings auf Solarenergie gesetzt werden – an Gebäuden, Lärmschutzwänden, Lawinerverbauungen und nicht in Landschaftsschutzgebieten.

Darüber hinaus sollte eine klimagerechte Regionalpolitik Service public und Dienstleistungen neu denken. Die Corona-Krise hat gezeigt, wie essenziell bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit ist: Spitalpflege und Spitex, Erziehung und Ausbildung, die Betreuung von Kindern, alten und psychisch verletzlichen Menschen. Eine Gesellschaft, die diese Bereiche und damit das Wohlbefinden aller Menschen ins Zentrum stellt statt materiellen Überfluss, ist auch eine umweltfreundlichere Gesellschaft. Eine klimagerechte Regionalpolitik unterstützt innovative Care-Modelle, etwa Projekte, in denen mehrere Generationen, psychisch labilere und robustere Menschen oder solche mit und ohne Behinderung zusammenleben. Sozialzentren mit Mittagstisch, ähnlich den Quartiertreffs in Städten wie Zürich, sind auch im ländlichen Raum wichtig, entlasten junge Familien, fördern den Austausch zwischen den Generationen und können als Treffpunkt für Selbsthilfegruppen, Projekte mit Jugendlichen oder Weiterbildungsangebote dienen. All das wirkt der Abwanderung entgegen.

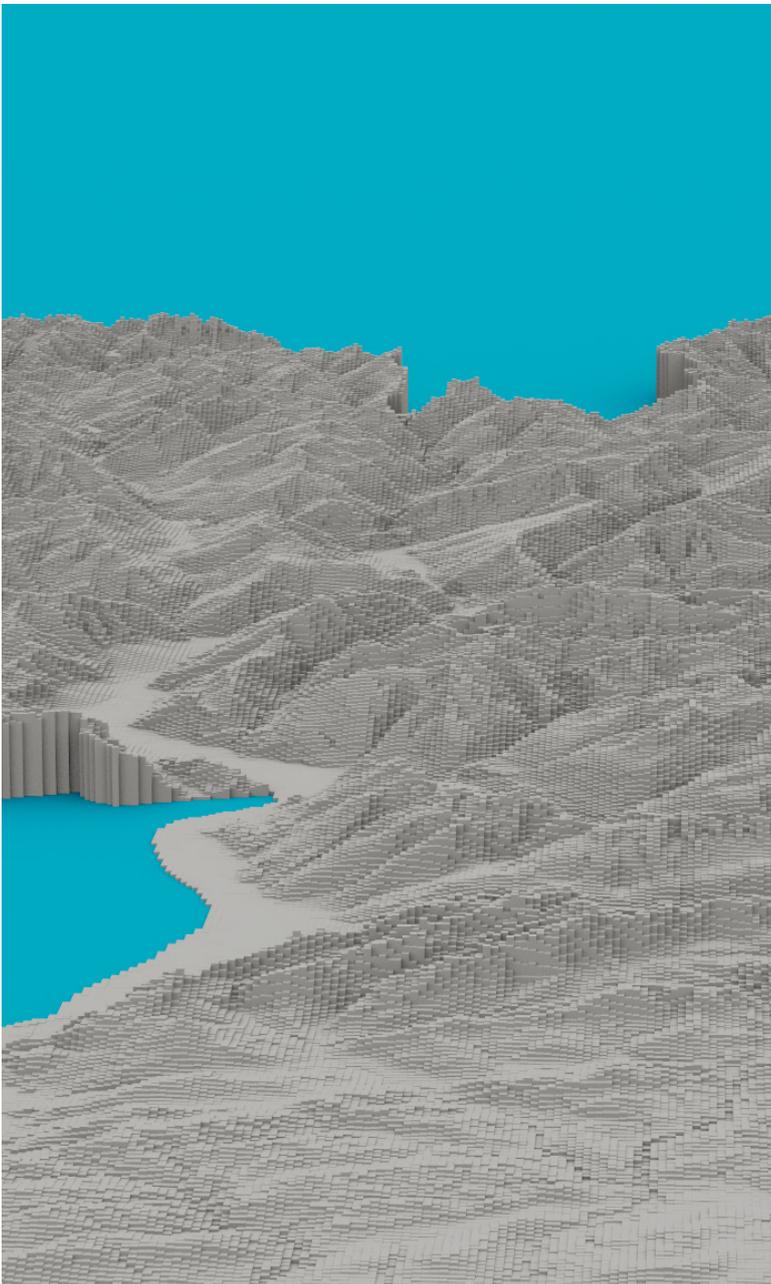
### Langsamer reisen, länger bleiben

Auch der Tourismus wird sich in einer klimagerechten Gesellschaft stark verändern. Die Richtung ist klar: Langsamer reisen und länger bleiben. Die heutige Trennung – Stadt und Agglomeration dienen dem Wohnen und Arbeiten, der ländliche Raum der Erholung – lässt sich aufweichen, wenn sich die Bewohner\*innen beider Räume stärker vernetzen: Den Stadtbewohner\*innen stehen «Landsitze» zur Verfügung – nicht nur für Ferien, sondern auch für Homeoffice-Arbeiten, kreative Tätigkeiten und die Mithilfe in der Landwirtschaft. In der Surselva verfolgt das Projekt «Berg-Solawi» einen vielversprechenden Ansatz: Konsument\*innen aus dem Unterland vernetzen sich mit Berglandwirt\*innen, verpflichten sich, deren Produkte abzunehmen, und leisten pro Jahr einen ein- bis dreiwöchigen Arbeits-einsatz in der Berglandwirtschaft. So verbindet die «Berg-Solawi» Lebensmittelproduktion mit Aktivferien und fördert den Austausch zwischen Stadt und Land.

Wenn sich in den «Landsitzen» Einheimische und Gäste vernetzen, bekommen die Landbewohner\*innen die Möglichkeit, Zeit in der Stadt zu verbringen: in den Wohnsitzen der temporären Gäste. Dort können sie Lebensweisen ausprobieren, die ihren Alltag bereichern – genauso wie es die Gäste aus der Stadt auf dem Land tun. Ob sich solche Projekte noch als Tourismus definieren lassen, ist nebensächlich.

Auch wenn die Gäste nicht in der Landwirtschaft mitarbeiten, ist der Tourismus eine Chance für den Absatz regionaler Produkte. Schweizweit am

Blick von St. Gallen in Richtung Süden



weitesten ist hier wohl das Puschlav: Das Bündner Südtal wird inzwischen zu fast hundert Prozent biologisch bewirtschaftet – wer lokal essen will, isst also automatisch bio. Mit dem Label «100% Valposchiavo» verpflichten sich Restaurants und Hotels, mindestens drei Gerichte aus lokalen Zutaten anzubieten. Die Landwirtschaft dient hier nicht als Kulisse, sondern als ernst zu nehmender Produktionsfaktor.

### **Graubünden als Beispiel**

Es ist wohl kein Zufall, dass so viele Beispiele in diesem Text aus Graubünden stammen. Der mehrsprachige Kanton wirkt weniger selbstbezogen als andere ländliche Regionen der Schweiz. Hier leben und arbeiten herausragende Architekt\*innen – oder haben ihre Landsitze –, die mit ihren Werken eine weitere Grundlage für nachhaltigen Tourismus schaffen. Hier haben die Landwirt\*innen schon früh gemerkt, dass es sich lohnt, auf Biolandbau zu setzen, und verschiedene Kleinbetriebe stellen aus lokalen Rohstoffen hochwertige kulinarische Spezialitäten her: Speisehanf oder Würste, bei denen man noch weiss, wie die Kuh hiess, international prämierten Käse und Gourmet-Kräutertee. Natürlich kämpfen auch hier Bergtäler mit der Abwanderung, aber nicht wenige, die im Unterland studieren, versuchen weiterhin Projekte in ihrer Herkunftsregion umzusetzen. Die erwähnte «Berg-Solawi» ist dafür ein Beispiel. So gesehen ist Zürich ein wichtiger Teil von Graubünden, und wenn es gelingt, die Beziehungen – wie in den «Landsitzen» – egalitärer zu machen, sodass sich beide Seiten nicht nur als distanzierte Ferienkontakte wahrnehmen, stärkt auch das den ländlichen Raum. Gute Regionalpolitik findet überall statt.